

Katja Lange-Müller



Kiepenheuer
& Witsch

Katja Lange-Müller

Drehtür

Roman



Kurzübersicht

Buch lesen

Titelseite

Über Katja Lange-Müller

Über dieses Buch

Inhaltsverzeichnis

Impressum

Hinweise zur Darstellung dieses E-Books

Über Katja Lange-Müller

Katja Lange-Müller, geboren 1951 in Ostberlin, lebt als freie Schriftstellerin in Berlin. 1986 erhielt sie den Ingeborg-Bachmann-Preis, 1995 den Alfred-Döblin-Preis für ihre zweiteilige Erzählung »Verfrühte Tierliebe«, 2002 den Preis des ZDF, des Senders *3sat* und der Stadt Mainz, 2005 den Kasseler Literaturpreis für grotesken Humor, 2008 den Preis der LiteraTour Nord, den Gerti-Spies-Preis und den Wilhelm-Raabe-Preis. Im Jahr 2012/2013 war sie Stipendiatin der Villa Massimo, erhielt den Kleistpreis und war 2013/2014 Stipendiatin der Kulturakademie Tarabaya Istanbul.

Weitere Titel bei Kiepenheuer & Witsch: »Kaspar Mauser – Die Feigheit vorm Freund«, 1988. »Verfrühte Tierliebe«, 1995. »Die Letzten. Aufzeichnungen aus Udo Posbichs Druckerei«, 2000. »Vom Fisch bespuckt. Neue Erzählungen von 37 deutschsprachigen Autorinnen und Autoren« (Hg.), 2002, »Die Enten, die Frauen und die Wahrheit«, 2003. »Böse Schafe«, 2007.

Über dieses Buch

Asta ist nach 22 Jahren im Dienst internationaler Hilfsorganisationen am Münchner Flughafen gestrandet. Von den Kollegen weggemobbt aus der Krankenstation in Nicaragua, wo sie zuletzt tätig war, steht sie neben einer Drehtür und raucht.

Sie wollte eigentlich gar nicht zurück. Aber weil sich ihre Fehlleistungen häuften, bekam sie ein One-way-Ticket geschenkt. Und nun weiß sie nicht, wie es weitergehen soll. Einigermassen wohl fühlt sie sich nur, wenn sie gebraucht wird. Und wer könnte sie, die ausgemusterte Krankenschwester, jetzt noch brauchen?

Während Asta über sich nachdenkt, beobachtet sie ihre Umgebung – und meint, Menschen wiederzuerkennen, denen sie im Laufe ihres Lebens begegnet ist: Den Koch der nordkoreanischen Botschaft, der eines Abends mit geschwollener Wange in einem Berliner Hauseingang hockte, ihre Kollegin Tamara, die ein glühender Fan von Tamara »Tania« Bunke war, ihr Exfreund Kurt, mit dem sie turbulente Ferienwochen in einer tunesischen Ferienanlage verbrachte, und viele andere mehr. Jeder ruft die Erinnerung an eine besondere Geschichte in ihr wach und ist dann gleich wieder verschwunden. Mit jeder Zigarette taucht Asta tiefer ihre Vergangenheit ein – und mit jeder Episode variiert die Erzählerin ein höchst aktuelles und existenzielles Thema: das Helfen und seine Risiken.

Katja Lange-Müller liefert mit diesem Roman einen weiteren Beweis ihrer großartigen Erzählkunst.



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten
Covergestaltung und -motiv: Rudolf Linn, Köln
Foto der Autorin: ©; Heike Steinweg

ISBN 978-3-462-31584-4

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Motto

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Dank

»Es scheint mir, daß ein Mensch, bei dem allerbesten Willen,
unsäglich viel Unheil anstiften kann, wenn er unbescheiden
genug ist, denen nützen zu wollen, deren Geist und Wille ihm
verborgen ist.«

– Friedrich Wilhelm Nietzsche –

Blitzgewitter, denkt Asta, das Wort ist mir lange nicht mehr, jetzt aber tatsächlich *blitzartig* eingefallen. Artiger Blitz? Bullshit. Also: Unter einem Blitzgewitter versteht man ein jäh einsetzendes, heftiges Gewitter, das ebenso plötzlich aufhört. – *Aufhören*, wieder so ein Wort, das Asta irritiert, sie stört in ihrem Bemühen, sich daran zu erinnern, was ein Blitzgewitter eigentlich genau ausmacht. Aufhören, denkt sie, könnte ja wohl noch etwas anderes bedeuten; doch würde man dann nicht eher *aufhorchen* sagen, in meiner Muttersprache, die ich nicht vergessen, nur kaum gebraucht habe, während der letzten zwanzig, nein, zweiundzwanzig Jahre, die ich wo verbrachte? In der Fremde. In *der* Fremde? Ach, in all den Fremden. – *Muttersprache*, auch dies zusammengesetzte Substantiv tritt sogleich eine Assoziationslawine los. Das Hauptwort Mutter, eben noch ganz fern, kommt ihr unangenehm nahe. *Haupt* = *Kopf*, denkt sie; mein Kopf hat seinen eigenen Kopf, und der behauptet, er müsse sich Wörter fangen, deutsche Wörter jetzt. Aber ist es nicht vielmehr so, dass all diese deutschen Wörter bereits gefangen waren in meinem Trotzköpfchen, *Kapitalverbrecher*, schweigsame *Knastgreise*, die längst resigniert hatten; doch nun, da ich zurückgekehrt bin ins Land meiner Herkunft, rühren sie sich wieder. – Apropos Muttersprache, wie oder was hat Mutter eigentlich gesprochen? Dazu fällt ihr nichts ein, gar nichts, jedenfalls nicht im Moment. Sie weiß bloß noch, warum die schon seit 1980 tote Mutter sie Asta genannt hatte. In ihrer Familie, nein, nicht in ihrer, sie ist ja mann- und kinderlos, in der Familie der Mutter, *meine Mutter* kann sie nicht mal denken, soll einst eine hübsche, freundliche Schäferhündin mit eben diesem Namen gelebt und jene irgendwie der dänischen Schauspielerin Asta Nielsen ähnlich gesehen haben. – Wenigstens das Wort *Wort* ist frei, denkt Asta, zumindest frei von jeder Doppelbedeutung, und ein

Blitzgewitter heißt Blitzgewitter, weil es blitzschnell losbricht und abrupt endet, nicht wegen der Blitze, die es begleiten. Gewitter, aber keine Blitze, gibt es das? Und den Blitzen folgt Donner, *Donnergrollen*, *Donnerschläge*. Kein Gewitter ohne Blitze, keine Blitze ohne Donner. Ansonsten wäre ein Gewitter, selbst ein Blitzgewitter, ja gar kein Gewitter, nur ein starker Regen. *Der Regen? Das Regen?* Sich regen bringt Segen. Woher habe ich den Spruch? Von der Mutter? Vielleicht, blöd genug ist er. *Platzregen*, *Regenschauer*, seltsame Vokabeln ...

Und weiter hält Asta ihre Lider geschlossen und rollt ihre Augäpfel bis zur Schmerzgrenze in ihren Schädel hinein und sieht, wie auf einer Kinoleinwand, schneeähnlich kristalline Buchstaben umherwirbeln und einander anziehen und sich verfestigen zu unterschiedlich langen, lesbaren Ketten, die dann, beinahe gleichzeitig, niederrieseln auf ihre heiße, trockene Zunge und sich dort auflösen, bevor sie auch nur ein Glied dieser Ketten hätte ausspucken können. *Kettenglied*, denkt Asta, noch so ein zwielichtiges Wortgebilde.

Das Unwetter war ein Blitzgewitter gewesen, ein vollkommenes, mit Blitzen, Donner, Regen, und schon vorüber, als die alte Krankenschwester Asta Arnold nach einer dreiundzwanzigstündigen, von zwei Zwischenstopps unterbrochenen, nur auf den letzten Meilen ein wenig turbulenten Reise in München landete; die Stimme, die seit etwa drei Wochen bei ihr ist und manchmal auch in ihr, weiß das. Die Stimme weiß, was geschieht, und selbst Astas Gedanken sind undenkbar ohne sie. Die Stimme bestimmt; sie entscheidet, woran Asta sich erinnert, mal quälend genau, mal erklärend sehnsüchtig. Die Stimme lenkt Astas Blicke, öffnet ihr die Ohren, verbietet ihr den Mund. Soll Asta sich doch wehren, so gut sie kann! Denn immerhin, und dagegen ist nun wieder die Stimme ziemlich wehrlos, ist das, wovon sie zehrt, parasitär wie die Mispel vom Baum, ja Astas Leben – noch, aber nicht mehr lange; und wenn es zu Ende sein wird, dann für beide.

Asta denkt – und schweigt. Mit wem, fragt sie sich, sollte ich reden? Ich kenne doch keinen mehr, hier, am Boden meines *Vaterlands*, das nicht meines ist, weil es mir ebenso wenig gehört wie die Muttersprache; ich steh bloß drauf.

Ja, da steht sie, am östlichen Ende der Ebene 03 des Flughafens Franz Josef Strauß, neben einer vom Schalter einer Autovermietung verdeckten und darum kaum frequentierten Drehtür, zu der ihre Nikotingier sie blindlings geleitet hat. Aus Astas Umhängetasche, einem fleckigen, schweinsledernen Monstrum, lugt eine Duty-free-Plastiktüte hervor und aus der wiederum eine Stange Camel. Ihr Koffer, hatte es am Schalter der Fluggesellschaft IBERIA geheißen, sei wohl beim Umladen irgendwo hängen geblieben, entweder in San Salvador oder in Madrid. Das sei fast normal. Der würde schon noch kommen, vielleicht morgen oder übermorgen, aber spätestens nächste Woche.

In ihrer rechten Hand hält Asta das soeben geöffnete erste der zehn Camel-Softpacks à zwanzig Stück und eine nicaraguanische Streichholzschachtel, in der linken eine brennende Zigarette; sie zieht daran, heftig, wie eine, die das ewig nicht durfte, und rätselt: Was ist richtiger? Ich stehe vor der Tür oder ich stehe hinter der Tür? *Vor, hinter, richtiger* ... Die Wörter entweichen, in Gasblasen gehüllt, eins ums andere dem Schlammgrund der Vergangenheit und bevölkern allmählich das nachtschwarze Firmament meiner Schädeldecke; und dort oben treiben sie nun dahin, halbtransparent, aber klar definiert wie Luftballons, gemächlich wie Schäfchenwolken. Ich kann mir jedes einzelne Wort ausgiebig betrachten, es deuten, verstehen womöglich. – Richtiger? Im Deutschen lassen sich nicht alle Adjektive steigern; selbst diese Weisheit

aus fernen Schultagen zieht nun wieder auf an Astas Horizont. Richtig ist, dass sie sich draußen befindet, zwischen der Drehtür und einem ihr bis zur Hüfte reichenden Chromstahl-Ascher voll bräunlich verfärbten Wassers und aufgeweichter Kippen. Kein schöner Anblick, doch das stört sie nicht. Ohnehin hat sie Mühe, sich zu orientieren; die nachmittägliche Sommersonne blendet sie. Und das, was sie sieht, wenn sie nicht hochschaut in das schmerzhaft grelle Licht, sondern zur Seite, nach vorn oder unten, unterscheidet sich kaum von dem, was sie gesehen hat, als sie am Managua-Airport kurz vor dem Start noch zwei, drei Abschiedszigaretten rauchte: Steinplatten, Betonsäulen, Gepäckwagen, Glasfront. Hier aber, denkt Asta, gibt es jetzt auch etliche Pfützen, aus denen, wie durch endlos lange Strohhalm, die Sonne säuft, mit all ihren Strahlen und durstig wie ein Beduinen-Kamel; die Pfützen werden kleiner und kleiner, zusehends schnell.

Sie entzündet die nächste Zigarette und geht ein paar Schritte. Durch ein hohes Fenster, das frontseitig die Vorrats- und Umkleidekammer des China-Restaurants begrenzt, an dem sie auf dem Weg zu der Drehtür vorbeigekommen ist, erspäht sie einen jungen Asiaten in Jeans und einer hellen, etwas schmutzigen, mit schwarzen Knotenknöpfen bis unters Kinn geschlossenen Kochjacke, der unbequem und dennoch fest schlafend auf vier aneinandergereihten Stühlen liegt. Sein flaches, blasses Gesicht ist vollkommen ruhig; nur seine halbkuglig gewölbten Lider und die Winkel seines leicht geöffneten Mundes zucken manchmal. Wahrscheinlich hat er einen heiteren Traum, denkt Asta und fühlt sich zu ihm hingezogen, gerade weil sie sich auch sicher fühlt vor der blau getönten Glasscheibe, unerreichbar für den Schläfer dahinter. Es ist ja nicht allein sein Traum, denkt sie, der ihn fernhält von mir und dem Ort, an dem wir uns beide befinden, so oder so ...

Über das Bild des Kochs in der Vorratskammer des Airport-China-Restaurants schiebt sich ein anderes. Der Typ damals, denkt Asta, war auch ein Asiat und, falls meine Vermutung zutraf, auch Koch. Als ich dem begegnete, in den Siebzigern des vorigen Jahrhunderts, hatte ich gerade mein Schwestern-Diplom gemacht und auch schon den Vertrag mit der Leipziger Klinik unterschrieben. Ich war drauf und dran, die winzige Bruchbude in meiner Geburtsstadt Berlin, die ich nie Heimatstadt genannt habe und Hauptstadt erst recht nicht, zu verlassen. Der Umzug nach Leipzig-Plagwitz hing bloß noch davon ab, wann das Zimmer in dem Feierabendheim für sächsische Gastronomen, das tatsächlich *Zur Neige* hieß, geräumt würde; der ehemalige Oberkellner des Interhotels Astoria, der es bislang bewohnt hatte, lag in den letzten Atemzügen, zu Hause bei seiner Tochter Elke, einer Krankenschwester, die ich aus der Berufsschule kannte.



Es war die Nacht vom 20. zum 21. Juli 1967, für eine Hochsommernacht eine ungewöhnlich finstere. Ich weiß das noch so genau, weil wir, wie jedes Jahr, Carmens Geburtstag gefeiert hatten. Ich hatte mich früh, ja, unhöflich früh verdrückt – und mit nichts als Alkohol im Magen, denn Carmen hatte mal wieder ihren Eintopf *à la dumme Pute* gekocht, einen ungenießbaren Brei aus Reis, gehacktem Truthahnfleisch, Erbsen und Rosinen.

Carmen, die Polizistentochter, die Zarte, die Schönste von uns, zu der ich schon vor meiner Flucht in die Welt kaum noch Kontakt und die ich dann beinahe völlig vergessen hatte; bis ich, sehr viel später, in Ulan Bator, eines Abends nach Dienstschluss auf einer Berliner Internet-Trauerseite entdeckte, dass eine Carmen Meyer, deren Geburtsdatum mehr oder weniger zufällig mit dem meiner Carmen übereinstimmte, am »15. März